

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– Februar 2020 –

Sacramentum Magnum. Die Ehe in der mittelalterlichen Theologie, hg. v. Pavel BLAŽEK. – Münster: Aschendorff 2018. (VI) 529 S. (Archa Verbi. Subsidia, 15), geb. € 64,00 ISBN: 978-3-402-10225-1

Kaum ein Sakrament stand innerhalb der vergangenen Jahre so sehr im Fokus aktueller theologischer Debatten wie das Sakrament der Ehe. Schon deshalb ist der Blick zurück auf die Anfänge der systematischen Ehe-theologie im Mittelalter von besonderem Interesse. Der hier anzuzeigende umfangreiche Band, Ergebnis einer Prager Tagung aus dem Jahr 2012, präsentiert insgesamt 16 internationale Forschungsbeiträge und eine kommentierte Textedition. Die in vier Sprachen abgefassten Artikel beleuchten – mit einem gewissen Schwerpunkt auf dem 13. und 14. Jh. – an ausgewählten Beispielen alle Phasen mittelalterlicher Ehe-theologie und illustrieren zugleich die Pluralität der relevanten Quellen (systematische und exegetische Werke, Handbücher für die praktische Seelsorge, kanonistische und liturgische Texte, Predigten und Heiligenviten). Als wertvoll erweist sich ein an den Beginn gestellter längerer Artikel zur Gesamtthematik von *Philip L. Reynolds* (7–53), der dem Leser eine Überblickskarte an die Hand gibt, auf der er die Diskursregionen verorten kann, in die ihn die nachfolgenden Beiträge führen werden. Da der Hg. in seinem Vorwort bereits einen konzisen Überblick über den Inhalt aller Einzelartikel bietet (1–6), sei nur auf einige ausgewählte Beiträge hingewiesen, die paradigmatisch Licht auf Grundsatzfragen dogmatischer Ehe-theologie werfen, zu denen erst langsam konsensfähige Thesen entwickelt wurden.

Was Einheit und Unauflöslichkeit angeht, so galt in der Spätantike zunächst die Klerikerehe als Idealmodell der von allen Christen geforderten „einzigsten Ehe“ (*David G. Hunter*, 55–68); in Verbindung mit ihr begann auch die rituelle Ausgestaltung der Eheschließung (62f). Die für das Mittelalter zentrale Symbolik der Verbindung von Christus und Kirche gemäß Eph 5 kam erst später hinzu. Leo d. Gr. begründete damit aber bereits seine Vorschrift, dass ein Priester nur eine Jungfrau heiraten dürfe (64). Spätantike Enthaltensforderungen an den Klerus in der Ehe führten letztlich zur allgemeinen Zölibatsverpflichtung (65). Trotz einiger Gegenstimmen setzte sich in der Theologie die Meinung durch, dass Adam und Eva als Konsequenz ihrer wahren Leiblichkeit schon im Paradies eine wahre Ehe führen konnten. *Alessandro Scafi* (69–94) hebt den Beitrag Augustins bei der Diskussion zum Thema hervor. Sofern dieser die Ehe nicht allein als Heilmittel nach dem Sündenfall betrachtete, hat er durchaus eine positive Sicht der menschlichen Sexualität im Christentum befördert. Eine besondere Herausforderung blieb für das Mittelalter die Integration säkularer Ehe-modelle in das christliche Eheideal. Im Frühmittelalter erfolgte, wie der (mit einer hilfreichen Textsammlung verbundene) Artikel von *Ines Weber* (95–156) belegt, eine enge Verbindung weltlicher Ehegesetzgebung im Hinblick auf Scheidung und Wiederheirat mit normativen biblischen Vorgaben,

wobei das Unauflöslichkeitsideal ein deutliches Leitmotiv darstellte. Konsequenzen betrafen nicht bloß die Ehepartner als solche, sondern auch deren in das Konsensgeschehen einbezogene Verwandtschaft. Reflexionen über die Ehe verbinden sich bei den mittelalterlichen Autoren oft mit solchen über Enthaltbarkeit und Jungfräulichkeit, wie *Maria Valeria Ingegno* am Beispiel der Paulusexegese des fröhscholastischen Theologen Gilbert von Poitiers zeigt (157–186). Dabei wird erkennbar, wie gerade die paulinischen Texte eine Hierarchisierung dieser drei Lebensformen mit klarer Bevorzugung des „eschatologischen“ Lebensstils der Ehelosigkeit nahelegten, ohne dass dies die Verteidigung der Ehe gegen ihre Infragestellung durch leib- und sexualfeindliche häretische Strömungen geschwächt hätte. *Marie-Odile Bonnichon* untersucht die Schrift *De quadripartita specie nuptiarum* des Kardinals Lothar von Segni, des späteren Papstes Innozenz III., und findet darin die Gnadengabe der Ehe in ihrer höchsten sakramentalen Form vom Geheimnis der Vereinigung der beiden Naturen in Christus her erläutert (187–229). Der Brautsegen vollendet in liturgisch-sakramentaler Form die vorangehenden Stufen der geistigen und fleischlichen Vereinigung zwischen Mann und Frau. Die Schrift des Kardinals erweist sich so als äußerst komplexe „mystagogische Katechese über die Wirkung der Inkarnation“ (199) im Leben des Menschen mit Gott, die auf den Höhepunkt des Bundes- und Heilsgeschehens zwischen Gott und seinem Volk verweist. Als zwei komplementäre Sichtweisen der Ehe beschreibt *José Granados* im Anschluss an Servais Pinckaers die in den Sentenzenkommentaren des Bonaventura und des Thomas von Aquin zu findenden Erörterungen (247–278). Während Bonaventura die im Mittelalter zunächst durchweg vorherrschende Überzeugung repräsentiert, welche die Ehe als mit der Schöpfung im Paradies verbundene Stiftung betrachtet, und in ihr von Anfang an die realsymbolische Verkörperung der Liebe Gottes ausmacht, verlagert Thomas die Stiftung der ehelichen Sakramentalität in die Zeit nach dem Sündenfall und hebt stärker die durch Christus in der Dynamik der Heilsgeschichte bewirkte Transformation der natürlichen Liebe hervor. *Shawn Colberg* vertieft mit seinem Beitrag (279–301) den Blick auf Bonaventuras Eheologie, indem er aufweist, dass die Vollendung der Einheit zwischen Gott und Mensch, um die es in der Ehe geht, selbstverständlich auch beim Franziskanermagister in einem christologisch-ekklisiologischen Zielhorizont gedeutet wird. Der v. a. durch seine eschatologischen Thesen in die Geschichte der Dogmatik eingegangene Avignoneser Papst Benedikt XII. hat in der ersten Hälfte des 14. Jh.s in seinem großen, bislang nur ausschnitthaft in den Druck gelangten Matthäuskommentar auch ausführlich zu Themen der Eheologie Stellung genommen, die *Christian Trottmann* untersucht (369–398). Nach Bemerkungen zur Quelle arbeitet er heraus, dass sich der Zisterzienserpapst v. a. mit dem Verhältnis der Ehegesetzgebung im Alten und Neuen Bund beschäftigt und trotz der Anerkennung bestimmter Fälle, in denen in einer Ehe die „Trennung von Tisch und Bett“ möglich ist (u. a. aufgrund geistlichen Ehebruchs, d. h. Apostasie eines Partners), das Ideal der Unauflöslichkeit kompromisslos aufrecht erhält. Das besondere kanonistische Augenmerk auf die Glaubenssituation der Ehepartner führt Trottmann auf die Erfahrungen des Papstes als Inquisitor zurück (389). Als Herausforderung für die dogmatische Eheologie galt dem Mittelalter die Verbindung von Maria und Joseph, da ihr mit dem geschlechtlichen Vollzug ein ansonsten für unauflösliche Ehen notwendiges Kriterium fehlte. Nach *Paul Payan* (437–457) konnten sich in der Theologie erst seit dem 13. Jh. langsam positive Zugänge zu dieser besonderen ehelichen Verbindung durchsetzen, wofür u. a. die auf das heilige Paar fokussierte franziskanische Ordensspiritualität verantwortlich war. Das Beispiel einer originellen Ausdeutung auf dem Übergang vom 14. zum 15. Jh. findet er beim Pariser Kanzler Jean Gerson.

Insgesamt bietet der Band ein reiches, vielfältiges Mosaik mittelalterlicher Zugänge zur christlichen Etheologie und -praxis, welche die Genese der heutigen kirchlichen Auffassung besser zu verstehen helfen, aber auch vergessene, abgebrochene Reflexionslinien umfassen. Das nach den sorgfältigen Editionsstandards der Reihe *archa verbi* gestaltete Buch bietet dadurch nicht nur für mediävistische Fachleute wertvolle Anregungen.

Über den Autor:

Thomas Marschler, Dr. Dr., Professor für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg (thomas.marschler@kthf.uni-augsburg.de)